

Aktivdienst und Geschlechterordnung : Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939-1945 [Christof Dejung]

Autor(en): **Ludi, Regula**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **14 (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

intégrant la vision des intellectuels catholiques-conservateurs ?

Un autre mythe charrié par cette publication est celui du «Sonderfall Schweiz», notamment en matière de fédéralisme: «La Suisse est le seul pays d'Europe où les acquis du «printemps des peuples» ne sont pas balayés par le triomphe de la réaction; c'est aussi le seul à se doter d'un système fédéraliste au moment où ses voisins ne songent qu'au modèle de l'Etat unitaire.» (introduction, 7–8) Alors que la mise en place de l'Etat fédéral devrait être interprétée comme une avancée décisive vers un Etat national centralisé, s'inscrivant dans un trend généralisé en Europe, et précédant en cela l'Italie et l'Allemagne, c'est la dimension fédéraliste du nouveau système politique qui est mise en perspective. Certes, la constitution de 1848 conserve de nombreuses compétences aux cantons, mais la réalisation d'un espace économique helvétique, – unifications douanière et monétaire; décloisonnement du marché du travail grâce à la liberté d'établissement; impulsion donnée à la création d'un réseau ferroviaire par la législation fédérale – constitue une avancée centralisatrice qui équivaut, pour le moins, à la combinaison du «marché commun» et de la «monnaie unique», si l'on se réfère à l'intégration européenne.

Sur le plan méthodologique, enfin, le lecteur s'étonnera de constater quelques anomalies formelles: article sans références paginées (Piveteau), citations non référencées ou non marquées dans le texte. (73, 74, 77) Il restera surtout sur sa faim quant à la promesse d'une confrontation entre réalités et représentations. De ce point de vue, les articles de la première partie «réalités» ne recourent que très partiellement les problématiques abordées dans les trois parties «représentations». Au sein même des différentes contributions, cette confrontation n'est que rarement concluante. Il faut toutefois relever

une exception de taille qui, à elle seule, suffit à recommander la lecture de cet ouvrage. Maîtrisant à merveille les deux niveaux de la réalité historique et de sa représentation, Marc Vuilleumier remet en question un autre mythe historiographique helvétique, celui de berceau de la démocratie. En partant de l'analyse que Tocqueville fait de la Suisse, en janvier 1848, l'historien genevois met en perspective les limites démocratiques des formes républicaines de gouvernement helvétiques au 19e siècle, et notamment le respect très partiel de la séparation des pouvoirs. Une réalité que la création de l'Etat fédéral ne parviendra que très progressivement à atténuer.

Cédric Humair (Lausanne/Courtelary)

Christof Dejung
Aktivdienst und
Geschlechterordnung
Eine Kultur- und Alltagsgeschichte
des Militärdienstes in der Schweiz
1939–1945

Chronos, Zürich 2006, 446 S., Fr. 68.–

«Robespieristes, anti-robspieristes, nous vous crions grâce: par pitié, dites-nous, simplement, quel fut Robespierre», flehte Marc Bloch seine Berufskollegen in der 1941 verfassten *Apologie der Geschichtswissenschaft* an. Ähnliches mag man sich für die «Aktivdienstzeit» in der Schweiz wünschen, dem Ereignis, das zum Gründungsmythos der modernen Eidgenossenschaft avancierte und spätestens seit den 1980er-Jahren ein Schauplatz ideologisch und emotional aufgeladener Konflikte um die Definition der «schweizerischen Identität» geworden ist. Der Versuch zu einer konsequenten Historisierung, wie sie Bloch für die französische Revolution vorschwebte, unternimmt Christof Dejung in seiner Dissertation zu der All-

tagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz von 1939 bis 1945. Seine lesenswerte Studie überzeugt vor allem durch die methodisch sorgfältige Verwendung von Oral-History-Zeugnissen aus dem Archimob-Projekt, an dessen Aufbau der Autor selbst beteiligt war.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Mobilmachung von 1939. Dejung interpretiert das Einrücken der Truppen und deren Vereidigung als ein Übergangsritual, bei dem auf eine quasireligiöse Weise und mit Berufung auf die Figur der alten Eidgenossen Armee und Nation in eins gesetzt wurden. Was dieser Übergang vom Zivilleben in die ausschliesslich männliche Welt des Militärs für die Soldaten konkret bedeutete, wird anhand einer Rekonstruktion des militärischen Alltags erkennbar. Im Gegensatz zu den offiziellen Verlautbarungen zeichnen Soldatenerinnerungen ein wesentlich weniger heroisches Bild des Aktivdienstes. Die neuartige Erfahrung des Gemeinschaftsgefühls, das durch die Rhetorik der geistigen Landesverteidigung vorgeformt war und durch die drohende Gefahr verstärkt wurde, hatte ihre lebensweltliche Grundlage in den gemeinsam erlebten Strapazen, in Wirtshausbesuchen, Alkoholkonsum und Scherzen. Daneben bestand der militärische Alltag aber vor allem auch aus Eintönigkeit und Überdruß, aus Heimweh und der Sorge um Familie und FreundInnen.

Der zweite Teil des Buches ist der Bedeutung der Armee als «Schule der Nation und der Männlichkeit» gewidmet, ein Thema, dem die Geschlechterforschung in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Als «totale Institution» verlangte die Armee vom einzelnen Soldaten einen Verzicht auf Individualität, was sich äusserlich in Uniformzwang und Haarschnitt, im militärischen Alltag durch Drill, Disziplin, dem Zwang zu Gehorsam und dem Leben in einer grösseren Gruppe ohne Rückzugsmöglichkeiten manifes-

tierte. Die Grenzziehung gegenüber dem zivilen Leben erfolgte mit Rekurs auf die symbolische Geschlechterordnung, indem die soldatische Männlichkeit einer als verweicht und weiblich gezeichneten Gesellschaft der Zivilisten gegenübergestellt wurde. Analog waren auch der militärischen Hierarchie Elemente der Geschlechtersymbolik eingeschrieben: Während gewöhnliche Soldaten stets weiblich konnotierte Tätigkeiten wie Putzen, Flicken und Küchenarbeit verrichten mussten, eröffnete erst die Offizierskarriere den Weg zu der vollkommenen, militärischen Männlichkeit. Zudem war die Hierarchie innerhalb der Armee Abbild der sozialen Machtverhältnisse. Arbeitern und Kleinbauern blieb die Offizierslaufbahn zur Zeit des Zweiten Weltkrieges noch verschlossen, womit der Armee eine wichtige Rolle bei der Reproduktion der bürgerlichen Klassenverhältnisse zukam.

Einen Gegenpol zu der in Hackordnungen gefassten militärischen Männlichkeit erkennt Dejung im Ideal der Kameradschaft, deren Analyse Kernstück des dritten Teils seiner Untersuchung bildet. Diese Kameradschaft war freilich ambivalent, ebenso Mittel und Ziel der militärischen Ausbildung als auch Moment der (klassenübergreifenden) Solidarität unter den Soldaten. In dieser zweiten Bedeutung konnte sie durchaus subversive Züge annehmen. Besonders aufschlussreich sind in dieser Hinsicht die aktenkundig gewordenen Fälle der (angedrohten) Befehlsverweigerung, welche die fragilen Seiten von Autorität und Hierarchie aufzeigen. Die Furcht vor kollektiven Widerstandshandlungen veranlasste Vorgesetzte oftmals dazu, über Ungehorsam geflissentlich hinwegzusehen, unbeliebte Offiziere zu versetzen oder Kompromisslösungen zu suchen. Zum Schutz der angeschlagenen Autorität von Offizieren wurden viele derartige Vorkommnisse offenbar auch nie aktenkundig. So jedenfalls interpre-

tiert Dejung die Diskrepanz zwischen den ihm aus Interviews bekannt gewordenen Vorfällen des Ungehorsams und dem Mangel an schriftlicher Überlieferung. Ins Reich solcher halbprivaten Erinnerungen gehört auch die oft kolportierte Legende, dass Soldaten im Fall eines bewaffneten Angriffs zuerst die als deutschfreundlich geltenden Offiziere erschossen hätten. Wie viel Grosssprecherei hinter solchen Aussagen steckt, bleibt offen. Auch schliesst Dejung aus diesen Berichten nicht auf eine allgemein deutschfreundliche Haltung des Offizierskorps, sondern betrachtet den Vorwurf der Nazisympathien vielmehr als eine Chiffre für die bei den Soldaten unbeliebten Führungsmethoden. Deren Anhänger waren mehrheitlich die stramm antikommunistischen und rechtsbürgerlich gesinnten Offiziere, die im republikanischen Ideal des Bürgersoldaten die Gefahr der Verweichlichung von Militär und Gesellschaft witterten. Auch die soldatische Witzkultur, in der die Offiziere eine beliebte Zielscheibe des Spotts darstellten, war Ventil für Unzufriedenheit, verweist aber ebenso auf die Existenz eines informellen Codes, der neben dem offiziellen militärischen Wertesystem handlungsleitend war und über den sich Vorgesetzte nicht ohne Folgen hinwegsetzen konnten.

Im vierten Teil hebt Dejung die Bedeutung der christlichen Religion mit ihrer Vorsehungs- und Erlösungssemantik hervor, die im offiziellen Diskurs und der alltäglichen Praxis als Moment der Sinnstiftung diene. Die christliche Aufladung der Landesverteidigung grenzte freilich die Juden aus, auf deren religiöse Bedürfnisse die Armeeleitung keine Rücksicht nahm, weder im Hinblick auf Speisevorschriften noch bei der Urlaubsregelung. Viel Raum nehmen schliesslich die aus der Literatur wohlbekannten Debatten um die strategische Planung und das Reduit ein. Bemerkenswert ist in diesem Kontext die eher widersprüchliche Beurteilung des

Reduits durch die Zeitzeugen. Gerade aus den Erinnerungen von Frauen geht hervor, dass man sich über die Tragweite des Entscheids oftmals nicht im Klaren war und nicht wahrhaben wollte, dass der Rückzug der Armee ins Gebirge weite Teile des Landes einem feindlichen Angriff schutzlos ausgeliefert hätte. Im letzten Teil des Buchs schliesslich interpretiert Dejung den «Reduitmythos» in Anlehnung an die Psychoanalyse als eine «Deckerinnerung», deren Funktion darin bestanden habe, unangenehme Aspekte zu verdrängen. Dass die Zerstörung dieser Deckerinnerung gerade bei den Männern der «Aktivdienstgeneration» starke Abwehrreaktionen hervorrief, hing nicht nur damit zusammen, dass zuvor tabuisierte Fragen Gegenstand der Debatte wurden. Der Angriff auf den «Reduitmythos» machte zudem die männliche Aneignung einer für das schweizerische Selbstverständnis zentralen Geschichtsepoche fragwürdig und entzog ihr die sinnstiftende und legitimatorische Funktion hinsichtlich der männlichen Machtansprüche.

Mit seiner differenzierten Untersuchung gelingt es Christof Dejung, zahlreiche Risse und Brüche im Geschichtsbild der Aktivdienstgeneration aufzuzeigen. Die Zeit des Aktivdienstes erscheint in den Erinnerungen der Zeitzeugen weit facettenreicher und widersprüchlicher, als die politische Instrumentalisierung des «Reduitmythos» von Rechts und Links glauben machen liesse. Die Verwendung von Methoden der Geschlechterforschung erweist sich zudem als überaus gewinnbringend. In dieser Hinsicht ist einzig zu bedauern, dass die andere Seite der Geschlechterordnung, die Rolle, die den Frauen in der Landesverteidigung und bei der Bewältigung des Alltags zugeordnet war, allzu blass geraten ist beziehungsweise selten dieselbe alltagsgeschichtliche Tiefenschärfe aufweist, wie das für die Armee der Fall ist. Gewiss hat das sehr

viel mit der Selbstverständlichkeit zu tun, mit der Frauen Aufgaben übernehmen mussten und freiwillig übernahmen. Man fragt sich bei der Lektüre allerdings hin und wieder, ob sich die Zeit des Aktivdienstes in jeder Hinsicht in so klar gegen einander abgrenzbare Gegensätze einer Männer- und Frauenwelt fassen lasse, wie das in DeJungs Darstellung geschieht, oder ob der Autor nicht ab und zu selbst der hegemonialen Rhetorik einer symbolischen Geschlechterordnung verfallen ist. Jedenfalls scheint mir die Identifikation von Zivilgesellschaft und Frauen nicht zwingend evident, wenn man bedenkt, dass für viele Männer der Aktivdienst nur eine begrenzte Phase war und dass mit der Demobilisierung grosser Teile der Armee im Sommer 1940 doch ein beachtlicher Teil der soldatischen Männerwelt ins Zivilleben zurückkehrte. Diese Einwände sollen aber dem positiven Eindruck einer durchaus gelungenen Untersuchung keinen Abbruch tun.

Regula Ludi (Bern)

**Barbara Bonhage, Peter Gautschi,
Jan Hodel, Gregor Spuhler
Hinschauen und Nachfragen
Die Schweiz und die Zeit
des Nationalsozialismus
im Lichte aktueller Fragen**

Lehrmittelverlag des Kantons Zürich, Zürich 2006,
150 S., Fr. 37.10

«Die Jugendlichen sollen lernen, dass Geschichte nicht ist, sondern gemacht wird.» (Zürcher Kantonsrat, 31. 5. 2005, in *Neue Zürcher Zeitung*, 1. 6. 2005) Dies hat im Zürcher Parlament 2005 eine SP-Kantonsrätin einem Bergier-Kritiker aus der SVP entgegnet. Dieser hatte ein Jahr vor der Publikation des Lehrmittels *Hinschauen und Nachfragen* davor gewarnt, die 68er Generation beabsichtige, mit dem Bericht

der Bergier-Kommission die Geschichte der Schweiz umzuschreiben und Tatsachen zu verdrehen: «Unsere Kinder sollen mit dieser Geschichtsschreibung abgefüllt werden. Damit leistet man einen Beitrag zur Verdummung der Gesellschaft, denn was in der Schule verbreitet wird, ist schwer zu korrigieren.» (5) Beide Voten vernahmen viele Geschichtslehrpersonen nicht ungerne. Zwar misstraut man uns gehörig und gesteht uns immer weniger Lektionen zu. Grundsätzlich betrachtet schwillt uns Vermittlern jedoch der Kamm, in Anbetracht dessen, was man uns alles zutraut: Wir seien die Handwerker, die zeigen sollen, wie unsere Branche Geschichte produziert. Was wir im Unterricht vermitteln, sei so nachhaltig, dass es nur schwer korrigierbar sei. Wie dieser Beruf doch gewichtig und effektiv ist!

Jetzt liegt das von Historikerinnen und Didaktikern erarbeitete Lehrmittel zur ausdrücklich *freiwilligen* Benutzung vor. Es richtet sich vor allem an die Sekundarstufen, ich meine aber, Teile davon können auch auf der tertiären Stufe gewinnbringend genutzt werden. Die im Folgenden formulierten Eindrücke und Kommentare stützen sich auf einen einmonatigen Einsatz in einer Maturaklasse des Kurzzeitgymnasiums der Kantonsschule Luzern. Das neue Lehrmittel wurde an dieser Schule im Klassensatz angeschafft, um es zeitweise einsetzen zu können. Neben dem eigentlichen Geschichtsbuch – hier *Weltgeschichte 2* (Joseph Boesch/Rudolf Schläpfer, *Vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart*, Zürich 2004) – wurde es verwendet, um eine spezifische Sicht auf die Schweiz zu ermöglichen. Mit derselben Absicht wurde dieses Lehrmittel neben den AKAD-Heften auch an der Zentralschweizer Maturitätsschule für Erwachsene eingesetzt.

An beiden Unterrichtsorten strebte der Schreibende an, über zentrale Teilaspekte eine Übersicht zur *Schweiz im Zeitalter*